

Gleichheit im Zeitalter der Differenz: einige methodologische Erwägungen zur Frauenforschung

Müller, Ursula

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Müller, U. (1991). Gleichheit im Zeitalter der Differenz: einige methodologische Erwägungen zur Frauenforschung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15(3/4), 73-89. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266281>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ursula Müller

GLEICHHEIT IM ZEITALTER DER DIFFERENZ:

Einige methodologische Erwägungen zur Frauenforschung ¹

Vorbemerkung: Auf einen früheren Beitrag von mir - ("Zur Erotik der Gleichheit", Müller 1990) - habe ich eine Fülle von Reaktionen bekommen; eine davon war von Ruth Großmaß und Christiane Schmerl, doch eine Fortsetzung zu schreiben, da der Beitrag aufhört, wo es doch gerade anfangen sollte, spannend zu werden (im übrigen ein etwas zweifelhaftes Kompliment). Sie bezogen sich dabei auf eine Vortragsfassung des publizierten Aufsatzes, in der ich mich kurz mit den Konsequenzen befasse, die sich für die Methodologie der Frauenforschung ergeben, wenn sie sich als das ernst nimmt, was sie meiner Meinung nach ist: ein permanenter Vorgriff auf Gleichheit im gleichzeitigen, kontinuierlich schmerzhaften Bewußtseins seiner Gefährdung und Infragestellung. Diese Überlegungen führe ich hier näher aus und lade zu ihrer Diskussion ein.

"Differenz" und "Gleichheit" - ein Frauenforschungsthema mit Geschichte

Seitdem die Diskussion um "Gleichheit und Differenz" ungestüm um sich greift (vgl. Gerhard et al. 1990; Diotima 1989; Liberia delle donne die Milano 1988; Knapp 1991), hat sich der feministische Diskurs über "Gleichheit" als Anspruch und Forderung deutlich differenziert. Während die meisten hierzu diskutierenden Autorinnen sich bislang auf der Ebene der politischen Philosophie bewegen (Schaeffer-Hegel 1990; Gerhard et al. 1990), möchte ich die methodologische Seite des Themas behandeln - seine Bedeutung für die empirische Forschung und deren Gegenstandsbezug in feministischer Perspektive.

¹ Für Anregungen und Kritik einer früheren Fassung danke ich Ruth Großmaß, Christiane Schmerl, Ursula Beer und ganz besonders Sigrid Metz-Göckel.

Rückblickend zeigt sich, daß die Diskussion um "Gleichheit und Differenz" schon früh die methodologische Diskussion in der Frauenforschung bestimmt hat, ohne aber explizit zu werden. Die Androzentrismuskritik der Frauenforschung beispielsweise, also die Kritik daran, daß das Männliche zum Maßstab der wissenschaftlichen Reflexion und darüber zum allgemeinen Modell des Menschlichen hypostasiert wurde, hatte bereits ihren Ansatzpunkt im Denken der Differenz; ohne ein Denken der Differenz wäre es nicht möglich gewesen, diese Kritik zu formulieren. Daß wir uns nicht vertreten fanden in den Aussagen und Konzepten, die sich uns präsentierten mit dem Vorschlag, uns doch mitgemeint zu fühlen; daß wir uns nicht nur ignoriert, sondern verzerrt wahrgenommen, letztlich negiert sahen - ganz ähnlich formulierten seit einiger Zeit die Differenztheoretikerinnen den Ansatzpunkt ihres Denkens (vgl. Irigaray 1987).

In der bundesdeutschen Diskussion ist die Androzentrismuskritik auf zwei Ebenen entwickelt worden: die der *Erkenntniskritik* und die der *empirischen Forschung*. Insbesondere auf die empirische Ebene orientierten sich die "methodischen Postulate" von Maria Mies, die schon zum Zeitpunkt ihrer ersten Publikation (Mies 1978) heiß diskutiert waren und fester, wenn auch längst nicht unhinterfragter Bestandteil der Geschichte der Frauenforschung sind.

Die methodologische Kritik der Frauenforschung reihte sich damals ein in eine wissenschaftskritische Tradition vornehmlich der Sozial- und Geisteswissenschaften, für die der wissenschaftsimmanente Entwicklungsprozeß nicht losgelöst zu sehen war von der Entbindung der Wissenschaft in die Gesellschaft und deren Interessengegensätze. Die Grundüberzeugung, daß eine Wissenschaft, die ihre Eingebundenheit in gesellschaftliche Interessenzusammenhänge und deren wissenschaftsimmanente Konsequenzen nicht reflektiere, zur Zementierung des gesellschaftlichen Status quo beitrage (Fuchs 1970/71), findet sich in den ersten methodologischen Debatten der Frauenforschung ebenso wie die Kritik am "methodologischen Oktroy" (Ritsert 1971), der insbesondere den stark quantifizierenden und standardisierenden Sozialwissenschaften vorgeworfen wurde. Der Hinweis auf den impliziten gesellschaftstheoretischen Bezug scheinbar theorieneutraler Instrumente (Ritsert & Bunkhorst 1978), der in größtenteils von der Ideolo-

giekritik der Frankfurter Schule beeinflussten Publikationen schon entfaltet war, stand als Kritikmodell der Frauenforschung ebenso zur Verfügung wie die Kritik am vorhandenen, nicht aber reflektierten Aktormodell eines großen Teils der Sozialforschung: die Sozialforschung entwerfe sich einen fiktiven "Idealbefragten", richte ihre Instrumente an diesem aus und zwingt damit - mehr oder weniger erfolgreich - reale Befragte dazu sich entsprechend dieser Fiktion zu verhalten (Cicourel 1970). Auf diese Weise habe die bisherige Forschung nur Artefakte hervorgebracht, über deren Bezug zur Wirklichkeit sie keine begründeten Aussagen machen könne, so die Kritik der u.a. von Cicourel vertretenen Position der Ethnomethodologie.

Unschwer läßt sich hier die Nähe zu der feministischen Position erkennen. Der methodische Oktroy der Forschung wurde in frühen Publikationen der Frauenforschung nicht nur allgemein als der Realität unangemessene Forschungsstrategie benannt, sondern zugleich als Ausdruck eines männlichen Gegenstandsbezug gedeutet. Die Beziehung, die diese männlich dominierte Forschung zu ihrem Gegenstand aufbaue, sei eine vertikale und damit herrschaftliche. Es dominiere der Kontrollaspekt und das Herrschaftsinteresse. Der Forscher definiere beispielsweise das Forschungsobjekt nach seinen Vorgaben und zwingt diese dazu, sich entsprechend den vorgegebenen Verhaltensmöglichkeiten - z.B. den Antwortkategorien eines Fragebogens - zu orientieren. In der Realität vorhandene Zusammenhänge würden zerrissen, das Bezugssystem des Forschers dominiere in jedem Fall das der Befragten, und die Interpretationen der auf diese Weise gewonnenen Daten vollende das Werk, die Sichtweise der Befragten durch die Sichtweise der Forscher zu überdecken.

Diese "Sicht von oben" (Mies a.a.O.) betraf Frauen in gewissem Sinn doppelt: zum einen als Forschungsobjekte gemeinsam mit allen anderen Forschungsobjekten; zum anderen aber als das gesellschaftlich unterdrückte Geschlecht. Für Frauen stellte sich damit, wie Maria Mies es formulierte, folgende Alternative: Sie konnten entweder im mainstream der Forschung an der weiteren Konstruktion der "Sicht von oben" und damit an einer Wissenschaft mitwirken, die Realität nur als beherrschte und kontrollierte zulassen kann; damit würden sie jedoch letztlich ihrer eigenen Unterdrückung als Frau zustimmen, indem sie sich vom eigenen Geschlecht distanzieren.

Oder aber sie entschieden sich dafür, die "Sicht von unten" einzunehmen, die der Unterdrückten, der Beherrschten, der Unterworfenen, der ausgebeuteten Gruppen und Klassen (bzw. sie entschieden sich dafür, die wissenschaftliche Forschung überhaupt zu verlassen, wenn diese ihnen keinen Entscheidungsspielraum lies).

Wie auch immer differenziert diese Aussagen heute in der Frauenforschung betrachtet werden, *eine* methodologische Grundthematik hat auch heute noch Gültigkeit: Die Geschlechterneutralität und darauf gründende "Objektivität" der Wissenschaft als bereit vorhanden zu behaupten, gehört zu den Mythen, die Männer über das hegen, was sie in der Wissenschaft tun. Solange Neutralität und Objektivität der Forschung de facto bedeuten, daß Frauen subsumiert werden unter verzerrende Kategorien, daß der Interessengegensatz im patriarchal strukturierten Geschlechterverhältnis ignoriert wird, und schließlich daß darüber hinweg gesehen wird, daß geschlechtsspezifische Kooptationsregeln die Wissenschaft nach wie vor viril halten, muß sich Frauenforschung leider dagegen verwahren, der herrschenden Wissenschaft Neutralität und Objektivität zuzubilligen.

Aus dieser Sicht ist auch die "Parteilichkeit" zu bewerten, die der Frauenforschung von etablierter Seite zum Vorwurf gemacht wurde und die sie selbst als Anspruch formuliert. Die Parteilichkeit der Frauenforschung, von Maria Mies noch als Entscheidungsdilemma jeder einzelnen Forscherin beschrieben und auch in der nachfolgenden Diskussion lange Zeit als Entscheidungsdilemma rezipiert, ist erzwungen durch eine Wissenschaft, die selbst parteilich ist, ohne dies aber zu reflektieren; vielmehr projiziert sie "Parteilichkeit" als Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit auf die Frauenforschung. Für gelehrte PsychanalytikerInnen wird dies ein geläufiges Phänomen sein: Ich unterstelle dem/der anderen, daß er/sie mir antut, was in Wirklichkeit ich ihm/ihr antue.

Das Vertrauen auf das Humboldt'sche Ideal der Wissenschaft hat viele Frauen dazu gebracht, in die Wissenschaft hineinzustreben, - weil sie glaubten, es ginge hier neutral, sachlich, herrschaftsfrei und gerecht zu (vgl. hierzu Metz-Göckel 1987). Aus der Erfahrung heraus, daß dem nicht so ist - die Träger der Wissenschaft gaben zwar vor, die ganze Menschheit zu

meinen; in Wirklichkeit meinten sie nur die halbe und wollten sich in diesem Irrtum partout nicht belehren lassen - wuchsen die Wurzeln der heutigen feministischen Wissenschaft. Analog auch die Radikalisierung berufstätiger Frauen bezogen auf Forderungen nach aktiven Maßnahmen für Chancengleichheit und Frauenförderung: Nachdem sie den historischen Bildungs"rückstand" gegenüber Männern aufgeholt hatten, später und immer seltener Mütter wurden, immer kürzer bis überhaupt nicht bei Mutterschaft aus dem Beruf "ausstiegen" - wurden ihnen gleichwohl gleich oder gar schlechter qualifizierte männliche Kollegen bei allen Fragen der beruflich-betrieblichen Weiterentwicklung vorgezogen. Nachdem sie also alle angeblichen "objektiven" oder "strukturell segmentierenden" "Defizite" ausgeräumt hatten und trotzdem diskriminiert wurden, blieb nur die schmerzende Einsicht, daß ihre Geschlechtszugehörigkeit eine eigenständige diskriminierende Wirkung hat. Die enttäuschenden Erfahrungen mit der "Gleichheit" - angeblich für alle "gleich" geltende Kriterien wie Objektivität, Neutralität, Qualifikation, Leistung erweisen sich als mindestens doppeldeutig, wenn sie von Frauen zu ihren Gunsten in Anspruch genommen werden - machten die Einsicht in die hierarchische Wirkungsweise der Geschlechterdifferenz zu einer grundlegend weiblichen Überzeugung.

Wenn Frauen innerhalb wie außerhalb der Wissenschaft keinen Grund haben, der Objektivität und Neutralität von Kriterien und Prinzipien zu vertrauen, können sie andererseits den Anspruch auf Objektivität doch nicht aufgeben. Die Frauenforschung muß vielmehr den Begriff der Objektivität, wie auch den der Wahrheit, komplizieren. Sie fragt: Wie sähe ein Begriff von Wahrheit aus, der mit einschließen kann, daß es heute in einer Reihe von Fragen mindestens zwei Wahrheiten gibt - weil es einen gesellschaftlichen Interessengegensatz gibt, der mit einem Machtungleichgewicht gekoppelt ist und damit eine einzige Wahrheit "objektiv" unmöglich macht?

"Objektiv" im Sinne der Frauenforschung kann nur eine Wissenschaft sein, die das Geschlechterverhältnis in seiner heutigen Struktur, nämlich als patriarchales, ihren Analysen zugrundelegt. Dies stellt hohe Anforderungen an die wissenschaftstheoretische und methodologische Diskussion (auf die die feministische Forschung mir derzeit besser vorbereitet scheint als der mainstream, soweit er malestream ist; die Reflexion männlicher Wissen-

schaftler über den Zusammenhang von gesellschaftlich formierter Männlichkeit und dem vorherrschenden Typus von Wissenschaft hat gerade erst eingesetzt (vgl. z.B. Hearn & Morgan 1990).

Die "Sicht von unten" - Quintessenz feministischer "Objektivität"?

Schon früh hat die feministische Wissenschaftskritik die Sichtweise zurückgewiesen, es sei ja relativ einfach, die männlich dominierte Wissenschaft zu einer wirklich geschlechtsneutralen zu machen: man müsse sie halt nur um die jeweilige "weibliche" Sicht ergänzen. Da "Geschlecht" nicht als eine weitere zu berücksichtigende Variable, sondern als strukturierendes Prinzip von Gesellschaft verstanden werden muß, die Ausblendung und Verzerrung weiblicher Realität also die etablierte Wissenschaft als Gesamtes betrifft, wäre mit der "Ergänzung" um einen "weiblichen Faktor" dem feministischen Objektivitätsanspruch nicht Genüge getan. Wie aber sonst?

Aus den vielen Bezügen, die hier zu diskutieren wären, greife ich im folgenden einen Aspekt heraus, der in meinem Assoziationsspektrum mit der Diskussion um Gleichheit und Differenz eng zusammenhängt: das Postulat der "Sicht von unten". Als forschungsethische und -politische *Perspektive* ist gegen diese Forderung wenig einzuwenden; als *Forderung* werte ich sie jedoch ambivalent.

Wenn ich "von unten" sehe, nehme ich eine Reihe von Dingen wahr, die "von oben" überhaupt nicht sichtbar sind. Ich gewinne einen ganz anderen Eindruck von der Gesellschaft, in der ich lebe und oder forsche. Dies ist, methodologisch gesehen, ein großer Vorteil (der allerdings zeitweise schwer aushaltbar sein mag, wie z.B. die Erkenntnis des Ausmaßes der alltäglichen Gewalt, die unter dem Deckmantel privatisierender "Liebesbeziehungen" ausgeübt wird, und die Erfahrung, mit welcher ungeheurer Vorhersagbarkeit Frauen aus gewalttätigen Beziehungen nach zunächst erfolgreichem Befreiungsversuch wieder in einer ebensolchen landen). Ein Nachteil des Blicks "von unten" ist aber, daß die, die von dort aus "oben" sind, größer und mächtiger erscheinen, als sie ohnehin sind, und

ich als Forscherin in der Gefahr bin, mein ambivalentes Selbstempfinden - von Unterdrückung und Gleichheit zugleich - einseitig zur Seite der Unterdrückung hin aufzulösen. Oder anders ausgedrückt: In der Perspektive des kleinen Mädchens - oder der Frau, die als kleines Mädchen behandelt wird resp. sich behandeln läßt - erscheint Papa als übergroß, bzw. so mancher Mann überhaupt erst als Papa. Seine Sichtweise der Dinge wird durch mich wiederholt und verdoppelt; meine kritische Absicht verkehrt sich in ihr Gegenteil und wird Affirmation.

Ich plädiere daher dafür, den Blick "von unten" zu erweitern durch den Blick "von der Seite". Dies scheint mir der Frauenforschung angemessen zu sein, die einen permanenten Vorgriff auf Gleichheit und somit - in Zeiten einer nach wie vor hierarchisch wirkenden Geschlechterdifferenz - eine permanente Grenzüberschreitung darstellt. Inwieweit diese Erweiterung des "feministischen Blicks" gelingen kann, ist nicht zuletzt auch eine Frage der Fähigkeit des herrschenden Wissenschaftsverständnisses, sich zu differenzieren. Um die Chancen hierfür auszuloten, gehe ich in einer kleinen Ausschweifung auf die geistesgeschichtlichen Grundlagen des männlich geprägten Objektivitätsbegriffes ein. Hierzu greife ich auf die Hegel-Interpretation und -kritik der Gruppe Diotima sowie auf die von Seyla Benhabib zurück (Fischer et al. 1989; Benhabib 1990).

Nicht weniger als die gesamte Geistesgeschichte seit der Antike beschäftigte sich mit dem Nachweis, daß das weibliche Geschlecht zum wissenschaftlichen Arbeiten nicht taugte. Die von Evelyn Fox Keller bereits einer ausführlichen Kritik aus feministischer Perspektive unterzogene Konzeption Platos - die vollkommene Liebe ist wie auch die vollkommene Erkenntnis nur unter Geschlechts gleichen, = Männern möglich - bedurfte in späteren prüderen Zeiten einer Umformulierung, die den Ausschluß der Frauen aus Wissenschaft und Politik zu legitimieren in der Lage war, ohne zugleich die homoerotische Komponente dieses Ausschlußprozesses ins Bewußtsein treten zu lassen. Hegel brachte es auf die Formel, daß - auf Grund der herrschenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung - das weibliche Geschlecht auf den häuslichen Rahmen, die Familie, beschränkt sei und daher nicht über sich selbst hinaussehen oder, von sich selbst abstrahierend, den Blick auf das Überindividuelle, das Gemeinwesen, richten könne.

Dieses sei vielmehr dem männlichen Geschlecht vorbehalten, das nicht nur über sich selbst hinausblicken, sondern sogar die Beschränktheit seines Blicks kritisch und selbstreflektiv mit bedenken könne! Mit anderen Worten: Der Mann kann sich zu der Erkenntnis emporentwickeln, daß seine Sichtweise beschränkt ist; die Frau hingegen kann es nicht. Vielmehr setzt sie, soweit sie überhaupt Geisteskräfte hierauf verwendet, ihre individuelle und natürlich geschlechtsspezifische Sichtweise - fälschlich - mit dem Allgemeinen gleich. Oder noch einmal anders gesagt: Der Mann kann, weil er seine Beschränktheit erkennt, zum Allgemeinen vordringen; die Frau hingegen bleibt immer beschränkt, weil sie ihre Beschränktheit nicht erkennt. Wie gut, daß alles so eingerichtet ist (bei Hegel ist hier noch Gott wirksam), daß das männliche Geschlecht über Mittel zur Remedur der Schwächen des weiblichen verfügt, und umgekehrt!

Für das "Allgemeine" können wir auch den Begriff "Objektivität" einsetzen, und schon verstehen wir einen Hauptaspekt männlicher Kritik an feministischer Wissenschaft: diese ist per se einseitig und parteilich, weil auf ein Geschlecht bezogen bzw. von einem Geschlecht betrieben und daher auf dessen Perspektive beschränkt. "Objektiv" im Erkenntnisanspruch könne so etwas erst dann sein, wenn - ja, wann eigentlich? In jedem Fall, so kürzlich ein Gutachter zu einem Frauenforschungsantrag, gehört zur ausweisbaren "Objektivität" eines Erkenntnisinteresses die Einplanung männlicher Wissenschaftler in das Forschungsteam. Das für unvoreingenommene weibliche Augen zunächst erstaunliche Faktum, daß ein ausschließlich weibliches Wissenschaftsteam für anrühig, die weit zahlreicheren ausschließlich männlichen Forschungsteams hingegen als völlig normal und keineswegs in ihrer Erkenntnismöglichkeit eingeschränkt betrachtet werden, ist auf dem Hintergrund der Erklärungsfolie eines unserer großen Philosophen nunmehr unmittelbar eingängig: bereits ein einziger Mann kann einem in der Erkenntnismöglichkeit auf sich selbst begrenzten weiblichen Forschungsteam zur Grenzüberschreitung in Richtung "Wissenschaftlichkeit" verhelfen; mindestens eine Frau in einem rein männlichen Team wird zum gleichen Zweck jedoch nicht benötigt.

Bemerkenswert am Hegelschen Verständnis ist aus heutiger Sicht die Mixtur von kritischer Potenz der Dialektik und den Bereichen, denen sie

vorenthalten bleibt. Die bürgerliche Familie erscheint, allen historisch-relativierenden Ansätzen zum Trotz, mitsamt der in ihr gesetzten Geschlechterhierarchie als überzeitlich gültige Organisationsform menschlichen Lebens, die den Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit und Wissenschaft mit Hilfe eines sich selbst verstärkenden Zirkels legitimiert. Für mein Thema scheint mir als weiterer Aspekt jedoch interessant, daß es auch in Hegels Konzeption des Geschlechterverhältnisses einen Ort der Gleichheit der Geschlechter und damit auch ihrer intellektuellen Potenzen gibt: In der Geschwisterbeziehung, begrenzt auf die Phase bis zum Ende der Adoleszenz, sieht er vorübergehend einen Status der Gleichheit gegeben, in dem die geistigen Fähigkeiten des Mädchens und der jungen Frau dem des Jungen und jungen Mannes gleich sind. Der junge Mann entwickelt sich dann über den Kreis der Familie hinaus; die junge Frau hingegen bleibt diesem Kreis verhaftet und besiegelt dies mit der Eheschließung.

Als asexuelles Wesen - vorausgesetzt, alles klappt und das Inzesttabu wird eingehalten - wird also der Frau in begrenztem Umfang Gleichheit zugestanden. Ebenso scheint es, daß der Mann, der (Hetero-) Sexualität (noch) nicht lebt - auch hier wieder vorausgesetzt, er hält sich an die Normen der Gesellschaft, in der die Konzeption entwickelt wurde, und befolgt das vor eheliche Zölibatsgebot - tendenziell in der Lage ist, eine Frau als Gleiche wahrzunehmen; zumindest, so können wir schlußfolgern, ist die Erfahrung der Gleichheit von Frauen bei einem großen Teil der Männer in der Gesellschaft vorhanden. Ebenso ist die Erfahrung der Gleichheit auch bei einem großen Teil der Frauen vorhanden, und sei es als längst vergangene.

Eine der vielen hier denkbaren Fragen ist: Warum setzt die Erkenntnisfähigkeit der Frau ihre Asexualität voraus? Wieso verschwindet jegliche geistige Entwicklungsmöglichkeit, sobald die Frau ihre - oder wessen auch immer - Sexualität lebt und Mutter wird? (Ähnlich übrigens auch Freud, der geistig interessierten jungen Mädchen bescheinigt, daß sie bis in die Vorpubertät hinein bubenhaftes Wesen und Neigungen zeigten. Vgl. Christina von Braun, 1989).

Diese Frage kann und mag ich hier nicht beantworten, sondern begnüge mich damit, sie aufzuwerfen und zum Hin- und Herwenden anzubieten.

Relevant scheint sie mir u.a. deshalb zu sein, weil in den heiligen Hallen der Wissenschaft der Gedanke, Wissenschaft und Mutterschaft paßten nicht zusammen, immer noch virulent ist, wie das folgende von mir aus der Nähe miterlebte Beispiel zeigt:

Noch vor zehn Jahren trug es sich an einer psychologischen Fakultät der Bundesrepublik zu, daß beide Partner eines Ehepaares beinahe gleichzeitig ihre Promotionsarbeit einreichten. Der weibliche Part des Ehepaares hatte während der Arbeit an der Dissertation auch noch ein Kind zur Welt gebracht. Der Doktorvater war für beide Arbeiten der gleiche. Er bestürmte nach Abgabe der Arbeit der Frau den Mann, dieser solle doch zugeben, daß er die Dissertation seiner Frau geschrieben habe, denn Schwangerschaft und Entbindung sowie das Verfertigen einer Dissertation schlossen sich ja wohl aus.

Was sehen wir hier mit dem Blick "von unten"? Wir sehen die Frau als tendentielles Opfer übler patriarchaler Machenschaften. Sehen wir mit dem Blick von der Seite etwas anderes? Auch hier sehen wir die Frau als Opfer; wir sehen aber auch den Hochschullehrer als rationalen Vertreter von Männerinteressen sowie als schlechten, weil einem traditionellen Paradigma verfangenen Vertreter des Fachs Psychologie. Als Vertreter von Männerinteressen versucht er dem Prinzip Geltung zu erhalten, Männer, die in der Wissenschaft arbeiten, müßten von Familienpflichten aller Art kontinuierlich (auf Kosten von Frauen) befreit werden, weil sie naturgemäß nur so wirkliche Wissenschaft zustandebrächten. Standespolitisch betrachtet versucht er ferner, die männliche Überpräsenz an der Hochschule zu festigen, denn wenn Frauen Mütter werden, kann man sie guten Gewissens von den höheren Weihen der alma mater fernhalten, solange die Unterstellung, sie produzierten für den Fortschritt der Wissenschaft ohnehin nichts mehr, noch bei einer genügend großen Anzahl interessierter Wissenschaftler Anklang findet.

Mit dieser Sichtweise auf Männer als rationale Vertreter von Männerinteressen schließe ich mich an die Interpretation des neuen Männerbuches von Benard/Schlaffer (1990) an; Männer in dieser Weise zu betrachten, heißt m.E., die Perspektive "von unten" bereits ein Stück weit verlassen zu ha-

ben. Daß es sich bei einer Reihe männlicher Verhaltensweisen um eine gegen mich als Vertreterin der gegnerischen Interessengruppe gerichteter Strategie handelt, setzt bereits voraus, daß ich als nicht mehr völlig zu ignorierende Gegnerin erkannt worden bin. Ferner setzt es voraus, daß mir mein Status als Gegnerin auch bewußt ist, denn nur dann kann ich erkennen, daß jemand mir gegenüber z.B. Zweckbehauptungen äußert, die von seinen tatsächlichen Überzeugungen relativ unabhängig sind. Als Fachvertreter hängt er einem alten Paradigma an, das im Falle der gebärenden Frau vom Primat der Biologie gegenüber dem zuvor erreichten Stand der personalen Entwicklung ausgeht; nicht die umfassende Entwicklung der Persönlichkeit gehört hier zum Paradigma, sondern die Vereinseitigung auf eine einzige Lebenstätigkeit.

Wenn wir noch einmal auf das am Beispiel des Hegelschen Entwurfs diskutierte Objektivitätsverständnis zurückkommen und die soeben referierte Geschichte in dessen Kontext betrachten, erscheint das Festklammern an der Biologie als ein Pochen auf das letzte Faustpfand, das der tatsächlichen gesellschaftlichen Gleichheit der Frauen noch männlicherseits entgegengehalten werden kann. Gleichheit erscheint zugleich als - für Männer - furchterregender Gedanke, dessen weiterer Entwicklung sie aber glücklicherweise entrinnen können, weil die Biologie der Frau sich derzeit als Ungleichheit zugunsten von Männern auswirkt. Welche Provokation für das traditionelle Männlichkeitsempfinden die Mutter auf dem Professorenstuhl darstellen muß, kann hier nur erahnt werden.

Frauenforschung hat den Anspruch, dem herrschenden Wissenschaftsverständnis seine männlichen Bornierungen nachzuweisen und die Auswirkungen dieser Bornierung auf die bisherige Wissenschafts- und Gesellschaftsentwicklung zu analysieren und zu kritisieren. Sie tritt also auf der wissenschaftlichen wie auf der politischen Ebene mit einem Gleichheitsanspruch an. Aufgrund dieser hierarchischen Ausdrucksformen, die die Geschlechterdifferenz unter patriarchalen Bedingungen annimmt, kann dieser Gleichheitsanspruch jedoch nicht einfach ein Anspruch sein, Gleiches in Qualität und Quantität zur Entwicklung der Wissenschaft fürderhin beitragen zu wollen. Der Vorgriff auf Gleichheit, den Frauenforschung darstellt, enthält vielmehr Momente der Unterlegenheit wie auch der Überlegenheit.

Unterlegen ist die Frauenforschung nicht nur wegen des eindeutigen Machtgefälles in den Möglichkeiten, eine bestimmte Sicht der Realität erfolgreich gegenüber anderen zur Geltung zu bringen oder gar durchzusetzen; unterlegen ist sie insbesondere auch wegen ihrer prekären Ressourcensituation. Zugleich sind aber auch Momente der Überlegenheit gegeben, indem Frauenforschung ein Besserwissen im Sinne entwickelterer Objektivität beansprucht und sich zunehmend an die Arbeit macht, diesen Anspruch in die Tat umzusetzen.

Auch bezogen auf die wissens- und wissenssoziologische Verortung der Frauenforschung scheint mir die Sicht "von unten" nur einen Teil der Realität angemessen zu erfassen; mit ihrem Selbstanspruch auf Gleichheit und dem Eingebundensein in Unter- und Überlegenheit zugleich hat die Frauenforschung eine Ausgangsposition, um der männlich dominierten Wissenschaft einen Spiegel vorzuhalten, der ihr nicht länger ein vergrößertes Abbild ihrer selbst zurückwirft.

Differenz - Unterdrückung oder bestimmte Negation?

Mit der Problematisierung des hauptsächlichlichen Bezugs auf die "Sicht von unten" ist zugleich die Frage angesprochen, wie ich die Geschlechterdifferenz inhaltlich bestimmen will: Leite ich sie aus der Unterdrückung der Frau, des Weiblichen allgemein ab, oder bestimme ich sie in noch anderer Weise?

Wenn ich die Geschlechterdifferenz hauptsächlich mit der Unterdrückung der Frau begründe, kann ich zwar gut erläutern, wieso das "Weibliche" heute noch gar nicht bekannt ist - weil es nämlich bisher nur in männlicher Verzerrung sichtbar geworden ist (vgl. Irigaray 1987); der Platz des "Weiblichen" selbst bleibt aber leer.

In der feministischen Diskussion sehe ich aktuell zwei Wege, mit diesem Problem umzugehen. Den einen Weg beschreiten Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp: Erkenntnis und Emanzipation ist für Frauen als Sich-Verweigern gegenüber der Identitätslogik zu denken; sie bestimmen

sich negativ, d.h. in der kritischen Ablehnung aller undifferenzierten Subsumtionsangebote und -versuche (vgl. Knapp 1991). - Der andere Weg wird beschritten in der Suche nach einer weiblichen Genealogie und dem Bestreben, autonome Frauenzusammenhänge zu entwickeln, die erst die soziokulturelle Basis für die Herausbildung weiblicher Subjektivität abgeben könnten (Libreria 1988). Die Unterdrückung der Frau wird in diesem Ansatz primär als kulturelle begriffen: Frauen haben noch keine eigenen Sprache, keine eigenen Bilder, keine eigenen symbolischen Ebenen. Indem sie sich aufeinander beziehen, einander Wert verleihen, können sie sich sukzessive von den Weiblichkeitskonstruktionen befreien, die ihnen übergestülpt sind, und eine autonome Bestimmung von Weiblichkeit vollziehen.

Wie die theoretische Leerstelle "Weiblichkeit" bzw. "Geschlechterdifferenz" gefüllt wird, hängt auch vom jeweiligen Erklärungsmuster für die männliche Unterdrückung von Frauen ab. Vielfach finden wir in der feministischen Diskussion funktionalistische Denkweisen vor, die die Beschreibung des Status quo gleichsetzen mit seiner Erklärung: Die Unterdrückung der Frau dient dem Herrschaftsinteresse der Männer; dieses Interesse selbst bleibt unhinterfragt. Andere Erklärungsmuster verweisen auf die gewaltsame Durchsetzung einer patriarchalen Genealogie im Zuge der Verallgemeinerung von Privatbesitz und Erbschaftsregelungen: Männer sichern sich die Herrschaft über ihre Kinder durch die Beschneidung der Bewegungsmöglichkeiten "ihrer" Frau(en) (siehe z.B. Schmerl 1989).

Das Konzept des "weiblichen Gegenstandsbezugs" (Mies, a.a.O.) wiederum geht davon aus, daß Frauen über eine genuine körperliche Produktivität verfügen, die ihr Verhältnis zur Natur entscheidend präge. Männer hingegen müßten über Werkzeuge verfügen, um sich als ähnlich produktiv empfinden zu können wie die Frauen, denen hierzu ihr Körper ausreiche. Diese "Überlegenheit" der Frauen verkehrt sich in Unterdrückung, wenn und soweit Männer ihre durch den Umgang mit Werkzeug erworbene Haltung zur Natur auch auf Frauen anwenden: sie werden unterworfen, beherrscht, kontrolliert, enteignet wie auch die Natur mit Hilfe von Werkzeugen.

Verwand, ohne völlig übereinzustimmen, ist sich auch die Auseinandersetzung von Rossana Rossanda mit der Geschlechterdifferenz und der Frauenunterdrückung. Gegen die Irigaray'sche These, die Frau könne sich (heute noch) gar nicht "denken" und "ausdrücken", weil sie vom anderen Geschlecht gedacht und gesagt werde, wendet sie ein,

"daß die Gewißheit, Kultur und Sprache ... seien männlich geprägt, nicht bedeutet, daß das beherrschte Subjekt in deren Ausarbeitung verschwindet. Die Verhältnisse zwischen Herrschern und Beherrschten sind weder von Einseitigkeit noch von Undurchlässigkeit bestimmt. Umso mehr, wenn jenes Geschlecht beherrscht ist, aus dessen Schoß wir hervorgehen und zu dem die Bindung ... so mächtig ist ... Die Frau ist nicht in der gleichen Weise wie der Sohn oder der Knecht in der Wahrnehmung enthalten, die der Mann von sich und seinem Leben hat: sie überragt ihn in seiner Gewißheit, von ihr geboren worden zu sein und in ihren Schoß zurückkehren zu wollen, in seiner Ohnmacht während des Geschlechtsaktes, in seiner genealogischen Einmaligkeit und Einsamkeit und schließlich in der Macht der Verführung. Deshalb begleiten Haß und Liebe, Leidenschaft im eigentlichen Sinn, das Verhältnis zur Frau im Privaten, aus dem er jene Beruhigung ziehen möchte, die ihm im Bereich des Politischen, aus dem er sie ausgeschlossen hat, manchmal fehlt. Dies ist aber nicht ein 'Nicht-Sein', sondern eine massive und furchterregende Präsenz der 'Anderen' - an nichts anderes hat uns die Psychoanalyse erinnert. Diese Präsenz ist in Kultur und Sprache eingeschrieben und zugleich verdunkelt ... Das fordert von uns einen erneuten kritischen Durchgang, der unterscheidet zwischen dem, was der Herrschaft und dem, was bereits einer unausgesprochenen Vermittlung zwischen den Geschlechtern angehört" (in: Gerhard et al. 1990, S. 20 f.).

Die Angst des Unterdrückers vor der Unterdrückten führt ihn dazu, so können wir den Gedanken weiter fortsetzen, die Rechtmäßigkeit der Unterdrückung sich immer wieder zu bestätigen (vgl. das Beispiel der Hegelschen Argumentation) Und besonders in einer Zeit, in der ehemals griffige Legitimationen der Frauenunterdrückung ins Wanken geraten, besteht die Neigung, an stereotypen Vorstellungen und Verhaltensweisen festzuhalten. Zum anderen aber ist dieser Zusammenhang der Unterdrückten durchaus nicht verborgen: sie erkennt die Ohnmacht hinter der Machtdemonstration, ohne allerdings das grundlegende Gewaltverhältnis aufbrechen zu können.

Die gegenwärtige gesellschaftliche Struktur des Geschlechterverhältnisses produziert, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe (Müller 1990), einen Zwang zur wechselseitigen Verachtung der Geschlechter. Beide sind auf Grund ihrer gesellschaftlichen Positionierung an der Entfaltung von Subjektivität gehindert; sie halten sich jedoch auch wechselseitig in Stereotypen fest. Viel ist in der feministischen Diskussion die Rede von der Frauenverachtung der Männer; die - meist wesentlich impliziter bleibende - Männerverachtung der Frauen ist meiner Meinung nach aber auch nicht als

gering zu veranschlagen. Wie problematisch auch immer das sattem bekannte weibliche Verhaltensmuster der "inneren Überlegenheit" ist - dient es doch dazu, etwa durch Verständnis für den Gewalttäter, Mitleid mit der Einsamkeit des Mächtigen, Wissen um den "weichen Kern" hinter der "harten Schale" das Verharren in Inaktivität zu verlängern und damit den Status quo zu festigen - so zeigt es doch auch ein großes Potential an Aggression, die produktiver als in innerer Distanzierung verausgabt werden könnte.

Die historischen Voraussetzungen für Frauen, das Stadium der "inneren Überlegenheit" zu verlassen, mußten sich erst entwickeln. Heute scheinen sie zumindest in Ansätzen gegeben zu sein, wie sich an der Existenz der feministischen Wissenschaftskritik zeigt, die ja, wie ich versucht habe zu zeigen, ein Vorgriff auf "Gleichheit" ist. Wieviel "Gleichheit" im Sinne einer Differenz ohne Hierarchie das Geschlechterverhältnis heute bereits aushält, wird sich auch an der weiteren Entwicklung der feministischen Wissenschaft zeigen, also daran, wieviel Raum ihr zugestanden wird bzw. wieviel sie sich erkämpfen kann.

Literatur

- Beer, U. (Hrsg.) (1989). Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik (2. Aufl.). Bielefeld.
- dies. (1989). Objektivität und Parteilichkeit - ein Widerspruch in feministischer Forschung? In: dies. (S. 142-186). Bielefeld.
- Benard, C. & Schlaffer, E. (1990). Laßt endlich die Männer in Ruhe! Reinbek.
- Benhabib, S. (1990). Hegel, die Frauen und die Ironie. In: Nagl-Docekal, H. & Pauer-Studer, H. (Hrsg.), Denken der Geschlechterdifferenz. Wien.
- Braun, C. von (1989). Logik - Lüge - Libido. Christina von Braun zur Vorstellung ihres Buchs "Nicht ich". In: Arbeitsgemeinschaft Frauenforschung der Universität Bonn (Hrsg.). Studium Feminale, Dritter Band der Bonner Vorträge (S. 206 ff.). Bonn.
- Cicourel, A. V. (1970). Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt/Main.
- Diotima (1989). Der Mensch ist Zwei. Wien.
- Fischer, C. u.a. (1989). Die Differenz der Geschlechter - eine zu entdeckende und zu produzierende Differenz. In: Diotima, a.a.O. (S. 31 ff.). Wien.
- Fuchs, W. (1970/71). Empirische Sozialforschung als politische Aktion. In: Soziale Welt.

- Gerhard, U. u.a. (Hrsg.) (1990). Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt/Main.
- Großmaß, R. & Schmerl, C. (Hrsg.) (1989). Feministischer Kompaß - patriarchales Gepäck. Zur Kritik konservativer Anteile in feministischen Theorien. Frankfurt/Main.
- Hearn, J. & Morgan, D. (1990). Men, Masculinity and Social Theory. London.
- Irigaray, L. (1987). Zur Geschlechterdifferenz. Wien.
- Keller, E. F. (1986). Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?. München.
- Knapp, G.-A. (1991). Zur Theorie und politischen Utopie des "Affidamento". In: Feministische Studien (1).
- Libreria delle donne di Milano (1988). Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin.
- List, E. & Studer, H. (Hrsg.) (1989). Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt/Main.
- Metz-Göckel, S. (1989). Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen. In: Beer, U., a.a.O. (S. 25-57). Bielefeld.
- Mies, M. (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, (1), S. 41 ff.
- Müller, U. (1990). Zur Erotik der Gleichheit. In: Schlüter, Anne ; Roloff, C. & Kreienbaum, M. A. (Hrsg.), Was eine Frau umtreibt. Frauenbewegung - Frauenforschung - Frauenpolitik. Pfaffenweiler.
- Ritsert, J. & Becker, E. (1971). Grundzüge sozialwissenschaftlich-statistischer Argumentation. Opladen.
- ders. & Brunkhorst, H. (1978). Theorie, Interesse, Forschungsstrategien. Frankfurt/Main.
- Schaeffer-Hegel, B. (Hrsg.) (1990). Vater Staat und seine Frauen. Pfaffenweiler.
- Schmerl, C. (1989). Die Kinder der Männer - patriarchale Familien als Denk- und Lebensform. In: Großmaß, R. & Schmerl, C., a.a.O. (S. 15-55). Frankfurt/Main.